

WENN DIE REICHEN REICHER WERDEN

sen können, so könnten darin doch auch Risikofaktoren für Krankheiten liegen. Das dachte sich zumindest Papassotiropoulos. Deshalb begann er nach SNPs zu suchen, die mit der Alzheimer-Krankheit zusammenhängen könnten. Ein Gen aus dem Cholesterinstoffwechsel im Gehirn (das sogenannte CYP46-Gen) stand dabei im Vordergrund.

In zwei unabhängigen Untersuchungen in Zürich und Südeuropa wurden daraufhin je ungefähr hundert klinisch diagnostizierte Alzheimer-Patienten auf die vermutete genetische Variabilität untersucht. Um auf einfache Weise den Einfluss von Umweltfaktoren wie Ernährung, soziale Schicht oder Bildung gering zu halten, dienten zumeist die gesunden Partner der Patienten und Patientinnen als Kontrolle. Beide Untersuchungen bestätigten den Verdacht, dass ein SNP bei Alzheimer-Patienten tatsächlich gehäuft auftritt. Doch wie sich dies genau auf die Krankheit auswirkt, weiss man derzeit noch nicht. Papassotiropoulos betont jedoch, «dass das nur ein Faktor unter vielen ist und eine solche Genvariante allein nichts Determinierendes hat». Trotzdem könnten solche genetischen Profile aber künftig von Nutzen sein. So liessen sich beispielsweise andere Risikofaktoren wie etwa die Ernährung frühzeitig verändern. Vor allem aber könnten Medikamente gezielter auf Patienten zugeschnitten werden, glaubt er. «Falls solche Risikoprofile aber dereinst erstellt werden, muss der Persönlichkeits- und Datenschutz des Patienten klar geregelt sein, gerade auch gegenüber den Versicherungen», betonen die Zürcher Hirnforscher.

KONTAKT Dr. Dominique de Quervain, quervain@bli.unizh.ch, Prof. Andreas Papassotiropoulos, papas@bli.unizh.ch, Leiter der Forschungsgruppen «Gedächtnis» und «Klinische Genetik», Abteilung für Psychiatrische Forschung der Universität Zürich

ZUSAMMENARBEIT Laboratory for Neurogenetics, Bethesda/USA; University of California, Irvine/USA

FINANZIERUNG Schweizerischer Nationalfonds, National Center for Competence in Research (NCCR) «Neuronal Plasticity and Repair», Hartmann-Müller-Stiftung, Helmut-Horten-Stiftung EMDO-Stiftung, Stiftung für Wissenschaftliche Forschung der Universität Zürich, EU DIADEM Programm, Roche Research Foundation

Welche Konsequenzen hat es für die Wirtschaft, wenn die Reichen reicher und die Armen ärmer werden? Zürcher Ökonomen untersuchen, wie sich die ungleiche Verteilung von Einkommen auf das Wirtschaftswachstum auswirkt. Von Sabine Witt

Als die Wachstumsaussichten für die Schweizer Wirtschaft im Jahre 2004 bekannt gegeben wurden, sorgte das für einigen Wirbel: Die Prognose lautete auf Stagnation. Sind die Schweizer zu saturiert? Haben sie einfach keine Lust mehr zu konsumieren und damit die Wirtschaft auf Wachstumskurs zu halten? Neuere empirische Untersuchungen zeigen, dass das Wachstum einer Volkswirtschaft unter anderem von der Verteilung der Einkommen abhängt – ein Aspekt, der bislang unberücksichtigt blieb. Je nach Portemonnaie werden andere Güter nachgefragt. Ärmere Leute kaufen billigere Güter als reiche. Leute mit hohem Einkommen hingegen sind bereit, für viel Geld Luxusgüter zu erwerben. Eine grosse kaufkräftige Schicht ist nötig, damit es sich für Unternehmen lohnt, teure Produkte und die entsprechenden Technologien überhaupt zu entwickeln. Doch auch die schmalen Geldbeutel generieren Gewinne. Unternehmen optimieren ihre Produktionsprozesse, um die Herstellungskosten zu senken und die Produkte oder Dienstleistungen auch bei der Masse der weniger wohlhabenden Käuferinnen und Käufer absetzen zu können.

Dass die Verteilung der Einkommen mit wirtschaftlicher Innovation und Wachstum zusammenhängt, liegt auf der Hand. Wie diese Faktoren zusammenwirken, ist jedoch noch nicht geklärt. Mit dieser Frage beschäftigen sich die Zürcher Makroökonom Josef Zweimüller und Reto Foellmi. Sie untersuchen, wie sich die ungleiche Verteilung der Einkommen auf das Wirtschaftswachstum, die Grösse und Struktur des Aussenhandels und die «Unvollkommenheit des Marktes» auswirken. Aus ihren theoretischen Arbeiten sollten sich praktisch anwendbare Instrumente zur Wirtschaftssteuerung ableiten lassen.

In Entwicklungsländern ist die krasse Ungleichheit zwischen einer grossen Zahl an extrem armen Menschen und einer hauchdünnen reichen Schicht der grösste Hemmschuh für die wirtschaftliche Entwicklung. Das belegen wissenschaftliche Studien. «Für reichere Länder ist die Sache weniger klar», meint Reto Foellmi. In den USA beispielsweise wiesen gerade Bundesstaaten mit höherer Ungleichheit im Verlauf des 20. Jahrhunderts die höchsten Wachstumsraten auf. Allerdings sei es schwierig, zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden. Wachstumsschübe sind häufig mit steigender Ungleichheit verbunden. Eine Kausalität lasse sich deshalb nicht einfach nachweisen, betont Foellmi. Die Forscher wollen deshalb die Mechanismen zwischen Wachstum und Ungleichheit besser verstehen.

Die Einkommensschere zwischen Reich und Arm hat sich seit Beginn der Industrialisierung vor rund zweihundert Jahren in den Industrieländern immer mehr geschlossen. Erst in den vergangenen drei Jahrzehnten weist der Trend wieder in die andere Richtung, besonders dramatisch in den USA. Während Ende der Siebzigerjahre das reichste Prozent der Bevölkerung acht Prozent des nationalen Einkommens einstrich – was Verhältnissen in Frankreich entsprach –, konzentrierten sich Ende der Neunzigerjahre in den Händen von einem Prozent der Topverdiener 14,6 Prozent des Gesamteinkommens. In Frankreich blieb das Verhältnis stabil.

Die sich verschärfende Ungleichheit führen die Ökonomen nicht alleine auf den Abbau des Sozialstaates seit den Achtzigerjahren zurück. Stärker ins Gewicht fallen zum einen die wachsende Nachfrage nach hoch qualifizierten Arbeitskräften, die höhere Löhne



Ob grosses oder kleines Portemonnaie: Konsumieren tun alle.

erhalten. Zum anderen ist der Anteil des Kapitaleinkommens aus Finanzgeschäften am Gesamteinkommen gestiegen, während der Anteil des Arbeitseinkommens zurückging. Da das Kapitaleinkommen wesentlich ungleicher verteilt ist als das Arbeitseinkommen, werden dadurch die Einkommen auch insgesamt ungleicher verteilt.

TRÄGE SCHWEIZER

Die Ungleichheit ist auch in den europäischen Ländern gewachsen, allerdings bedeutend weniger signifikant als in den USA. Gleichzeitig konnten sie im selben Zeitraum ihre Produktivität derart erhöhen, dass sie zu den USA aufgeschlossen haben. In makroökonomischer Perspektive bedeutet das, dass Ungleichheit zwar das Wachstum fördert, weil immer wieder neue Bedürfnisse generiert werden. An einem bestimmten Punkt hemmt zu grosse Ungleichheit das Wachstum, weil Menschen mit niedrigeren Einkommen vom Konsum der immer teurer werdenden Produkte ausgeschlossen werden. Die enorme Erhöhung der Spitzeneinkommen gekoppelt mit einer Abschwächung der Steuerprogression könnte den USA also längerfristig eine schlechtere Wirtschaftsentwicklung bescheren. Und wie steht es mit der Schweiz? «An der Spitze wird man träge», begründet Reto Foellmi die Konjunkturflaute in der Eidgenossenschaft. Seiner Ansicht nach gibt es allerdings keine Alternative zum Wachstum. Sobald man nicht mehr wächst, holen die benachbarten Volkswirtschaften auf und laufen dem Spitzenreiter Rang, Aufträge und Arbeitsplätze ab. Die Schweizer Wirtschaft werde aber unterschätzt, denn ums Wachstum stehe es nicht ganz so schlecht wie behauptet, diagnostiziert Foellmi. Zumindest die Exportindustrie sei in den letzten Jahren stark gewachsen. Als Makroökonom denkt Foellmi in langen Zeiträumen. Deshalb beunruhigt ihn das Szenario der schrumpfenden Wirtschaftskraft im Grunde kaum – das gilt nicht nur mit Blick auf die Schweiz. «An der Spitze hat es immer wieder Wechsel gegeben. Das gehört zum Wettbewerb.»

KONTAKT Prof. Josef Zweimüller, Dr. Reto Foellmi, Institut für Empirische Wirtschaftsforschung, zweim@iew.unizh.ch, rfoellmi@iew.unizh.ch